

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 61 (2005)
Heft: 1

Artikel: 100 Jahre Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache SVDS : Jubiläumsfeier vom 20. November 2004 Burgdorf
Autor: Wermke, Matthias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

100 Jahre Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache SVDS

Jubiläumsfeier vom 20. November 2004 in Burgdorf

Ansprache von Dr. Matthias Wermke, Chef der Dudenredaktion, Mannheim

Der Duden und die Schweiz. Bemerkungen aus der Dudenredaktion

Sehr geehrter Herr Präsident, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Traktandenliste! So tönte es mir zu meiner übergrossen Verblüffung Anfang der 1990er-Jahre aus dem Munde meiner Frau entgegen. Ich tat damals so, als hätte ich verstanden, und ging über die Leere in meinem mentalen Lexikon nonchalant hinweg. Motto: Nur keine Schwächen zeigen.

Znüni war das nächste Wort, mit dem mich meine Gefährtin kalt erwischte. Als dann noch *Visum* folgte und dieses mir ja nicht unbekannte Wort ganz offensichtlich etwas anderes beschrieb als das, was ich als selbstsicherer Muttersprachler damit ausgedrückt zu wissen glaubte, war ich hochgradig alarmiert. Die bis dahin schon fünfzehn Jahre problemlos mögliche Verständigung mit meiner Frau war offensichtlich nachhaltig bedroht. Die Verwirrung war gross.

Sie kennen meine Frau nicht. Diese ist von Haus aus englische Muttersprachlerin, lebt aber schon seit 1969 in Deutschland, ging hier – oder, von Burgdorf aus betrachtet, besser: dort – zur Schule, hat studiert und zwischendurch auch noch mich aufgesammelt. Sie spricht Deutsch, fließend, akzentfrei und im Zweifel bewusster als unsereiner, sodass es gelegentlich schon einmal vorkommt, dass ich mich von ihr getadelt sehe, wenn ich beim Blick hinaus in einen regenverhangenen Tag feststelle: *Heut' macht's wieder runter.*

Was war in jenen Tagen zu Beginn des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts geschehen? Meine Frau hatte beschlossen, ihre verschiedenen Postdoktorandenstellen an der Universität Heidelberg gegen eine echte dauerhafte Anstellung in der Industrie einzutauschen, und dieser Entschluss führte sie geradewegs nach Basel und auf die Stelle einer Laborleiterin in der Reproduktionstoxikologie bei Hoffmann – La Roche.

Ihre sprachliche Assimilation verlief seit ihrem Arbeitsantritt rasant. Nicht, dass meine Frau nach und nach ins Schwyzerdütsch verfallen wäre – sie spricht nach über 30 Jahren in Heidelberg auch nicht Pfälzisch – ich dagegen schon (gehöre aber auch zu den Ureinwohnern). Aber ihr Wortschatz helvetisierte sich doch erkennbar.

Wenn wir von der Wettsteinallee ins Basler Zentrum wollten, verfrachtete sie mich ins *Tram*. Waren wir mit dem Auto unterwegs, wurde an geeigneter Stelle *parkiert*. Am Sonntag ging's mit Freunden und Kollegen mit dem *Velo* über die Grenze ins Wiesental. Ausserdem hat sie mir beigebracht, im Restaurant die Frage *Sind Sie bedient?* freundlich zu ignorieren oder durch vehementes Kopfschütteln zu verneinen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, den noch halb vollen Teller entzogen zu bekommen. Bei den Basler Leckerli trat mein Sensorium für Sprachliches nicht in Aktion. Obwohl ich durchaus bemerkte, dass die im *Läckerli-Huus* verkauften Köstlichkeiten mit *e*, die Verkaufsstelle selbst aber mit *ä* geschrieben wurde und noch immer wird, war und ist mir da der Inhalt der Packungen wichtiger als das orthografische Problem seiner Verschriftung.

Übrigens war mir bei näherer Betrachtung nicht alles fremd, was unsere Schweizer Freunde und unter ihrem sprachlichen Einfluss meine Frau seinerzeit so von sich gaben. Meine schwäbische Grossmutter ermahnte meinen jüngeren Bruder und mich gelegentlich – und wahrscheinlich eher öfter als seltener –, wir sollten die *Hände aus dem Sack nehmen*, wenn wir mit ihr reden. Entsprechend waren wir aufgefordert, anstelle der Hemdsärmel unser *Sacktuch*, sie sagte: *Sackdiechle*, zu benutzen, wenn die Nase wieder einmal lief. *Billett* – bei ihr: *Billette* – war ihr gängiges Wort für Fahrschein. *Trottoir* sagten wir in unserer Familie alle. *Geh-* oder *Bürgersteig* wäre uns affig vorgekommen, *Gehweg* schon wieder nicht. *Gugelhupf* wurde für den Sonntag gebacken und bereits am Samstagnachmittag vertilgt. *Erstklässler* waren wir alle einmal. *Eisenbähnler* gibt's in Mannheim auch heute noch.

Wie dem auch sei, meine Damen und Herren. Mit dem Umzug meiner Frau nach Basel wurden nicht nur nach und nach und bis heute bestehende freundschaftliche Beziehungen in Ihr Land geknüpft, sondern auch mein Blick für die Besonderheiten des standardsprachlichen Schweizer Wortschatzes geschärft. Vielleicht ist mir damals überhaupt zum ersten Mal in concreto bewusst geworden, was es – wenigstens auf die Lexik bezogen – bedeutet, dass Deutsch ein Kontinuum unterschiedlichster Varietäten ist. Heute würden wir von nationalen Varianten sprechen.

Dabei ist mir die Tatsache des Kontinuums wichtig. Auch das Hochdeutsche ist bei aller regionaler und nationaler Varianz ein Ganzes. Die Übergänge zwischen den einzelnen Erscheinungsformen, die die Menschen im Norden und in der Mitte des deutschen Sprachraums sagen lassen, es sei *Viertel vor zwölf*, während wir hier im Süden ganz selbstverständlich verkünden, es sei *drei viertel zwölf* – was Norddeutsche nur schwer verstehen und kaum jemals lernen –, sind fliessend. Bei aller Unterschiedlichkeit, welche sich bezogen auf die politische Verteilung des Deutschen zwangsläufig ergibt, halte ich die Gemeinsamkeiten für wichtiger als das Herausstellen von Unterschieden. Zwar sagt Plautus, der *Mensch sei dem Menschen ein Wolf* (homo homini lupus), aber das müssen wir ja nicht pflegen. Im Grunde will der Mensch unter Menschen sein, und ich betrachte es förmlich als ein Privileg, wenn es bei allem Respekt vor nationalen Besonderheiten möglich ist, sich in einer Sprache zu verständigen.

Ich komme noch einmal auf meine Frau zu sprechen. Diese hat mittlerweile die Branche gewechselt und ist von der pharmazeutischen Forschung ins Verlagswesen gegangen. Heute ist sie Verlagsleiterin in einem grossen internationalen Wissenschaftsverlag, und neben der Zweitsprache Deutsch kommt hier ihre Muttersprache Englisch wieder voll zum Einsatz. Die oben erwähnten Helvetismen sind bis auf die besonders hartnäckige *Traktandenliste* aus ihrem aktiven Wortschatz verschwunden.

Vor wenigen Tagen hat sich eine Bewerberin aus dem Tessin bei ihr vorgestellt. Das Bewerbungsgespräch begann wie selbstverständlich auf Englisch, in dem sich die Kandidatin offensichtlich sehr gut behaupten konnte. Auf die Aufforderung meiner Frau hin, sich ab einem bestimmten Moment auf Deutsch weiterzuunterhalten, reagierte die Bewerberin irritiert. Deutsch war ihr deutlich mehr als das Englische eine Fremdsprache, und sie ist davon ausgegangen, in einem amerikanischen Verlag reichten Englischkenntnisse völlig aus. Allein, wenn dessen deutsche Tochter in Weinheim an der Bergstrasse sitzt, dann ist damit zu rechnen, dass nicht nur der Hausmeister kein Englisch spricht, sondern auch viele andere, mit denen man alltäglich zusammenarbeiten muss, nur Deutsch sprechen – und dies womöglich noch in einer südhessisch-odenwälderischen Färbung. Ihre Deutschkompetenz in Sprachkursen erweitern wollte die junge Frau nicht. Ich fürchte, dass dieses ihre Chancen auf die ausgeschriebene Stelle nicht fördert.

Nun darf man einer Person, deren Muttersprache Italienisch und für die Deutsch nur eine Fremdsprache ist, sicherlich keinen Vorwurf machen, wenn

sie sich auf das gegenüber der deutschen Sprache international wichtigere und deshalb auch mit mehr Nachdruck gelernte Englisch versteift. Aber es wäre doch wirklich bedauerlich, wenn wir hier uns des Englischen bedienen müssten, um uns gegenseitig zu verständigen. Ich bin dankbar, dass uns die Sprache Gottfried Kellers und Goethes als gemeinsames übergreifendes Idiom bleibt, und ich habe hohen Respekt vor allen, die sich um die Pflege dieser Sprache bemühen.

Aus diesem Grund bin ich heute auch gerne hierher zu der Jubiläumsfeier des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache gekommen. Die deutsche Sprache hochzuhalten, ist in unseren Tagen nicht bei allen populär. Und die sprachliche Beeinflussung von aussen ist durchaus nicht gering. Aber ohne gleich jeden in den deutschen Wortschatz aufgenommenen Amerikanismus zu verdammen, bin ich doch fest davon überzeugt, dass eine Vernachlässigung unserer Sprache letztendlich auch ein Stück Verlust unserer eigenen Identität wäre – sei es nun der Schweizer oder der deutschen. Und deshalb ist es verdienstvoll, sich für die Sprachpflege und einen bewussten Umgang mit der eigenen Sprache einzusetzen. An diesem Punkt begegnen sich die Ziele des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache und diejenigen der Dudenredaktion.

Zu den vornehmsten Aufgaben der Dudenredaktion gehört es nicht nur, mehr oder weniger umstrittene amtliche Regeln der deutschen Orthografie in ein Wörterbuch zu übertragen, um dem Sprachanwender die Klärung orthografischer Zweifelsfälle zu erleichtern, sondern auch über die Sprachnachschaugwerke – wir erarbeiten nicht nur Wörterbücher – zu einem angemessenen Sprachgebrauch anzuleiten. Was angemessen ist, ergibt sich aus der jeweiligen Kommunikationskonstellation, hängt ab von den Kommunikationspartnern, von den zu verhandelnden Themen, der eigenen kommunikativen Absicht, letztendlich auch von den Faktoren Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Die Liste ist nicht vollständig. Alle Aspekte sind irgendwie miteinander vernetzt. Sprachgebrauchsangaben des Typs *gehoben*, *umgangssprachlich*, *oft als diskriminierend empfunden* u.Ä. spielen im Wörterbuch hierfür eine zentrale Rolle.

Der Duden, wenn wir nur dieses wichtigste Nachschlagewerk herausgreifen, wird von seinen Benutzerinnen und Benutzern aber nicht nur zur Klärung rechtschreiblicher Fragen herangezogen. Für viele ist er die Dokumentation des Deutschen schlechthin. Manche sind noch immer der Meinung, dass Wörter, welche nicht im Duden verzeichnet sind, entweder nicht existieren

oder zumindest nicht «gutes Deutsch» sind, also nicht verwendet werden sollten. Wörter, die nicht im Duden stehen, sind bei Scrabble-Wettbewerben nicht zulässig.

Ein weiterer Punkt ist, dass der Duden von vielen auch als ein Medium der eigenen sprachlichen Identifikation betrachtet wird. Da kann dann der lexikografische Grundsatz, verzeichnet wird nur, was im standardsprachlichen Schrifttum nachweisbar ist, gelten, wie er will: Wenn beklagt wird, dass der landschaftliche Gruss moin, moin doch im Norden so geläufig, aber nicht im Duden verzeichnet sei, dann wird die Dudenredaktion im Zweifel doch dazu neigen, diese vermeintliche Lücke im Wörterbuch zu schliessen. Damit ist der Sprachgemeinde und der Sprache selbst mehr gedient als durch stures Beharren auf Prinzipien, deren Einhaltung am Ende der Wirklichkeit fließender Übergänge zwischen den einzelnen Erscheinungsformen des Deutschen, von denen ich oben schon einmal gesprochen habe, zuwiderlaufen würde.

Der Duden hat sich von Anfang an als gesamtdeutsch verstanden und ist auch so eingesetzt worden. Mit Bundesratsbeschluss vom 15. Juli 1902 bereits hat die Schweiz den Duden, der damals noch von Konrad Duden selbst erarbeitet wurde und den Titel *Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache* trug, zum amtlichen Referenzwerk im orthografischen Zweifelsfall erklärt. Diesem gesamtdeutschen Ansatz ist die Konrad Duden nachfolgende Dudenredaktion über Jahrzehnte hinweg und bis heute dadurch gerecht geworden, dass das ihrer Arbeit zugrunde liegende und stetig aktualisierte Quellenmaterial Textquellen aus dem ganzen deutschen Sprachraum berücksichtigt.

Wenn wir uns einmal nur auf die literarischen Quellen beschränken, dann heisst das: Die Wortschatzuntersuchungen der Dudenredaktion basieren nicht nur auf den Texten deutscher – im staatsrechtlichen Sinne – Autoren, sondern haben immer schon auch solche Schweizer und österreichischer Schriftsteller umfasst. Im umfangreichen Quellenverzeichnis zu den im *Grossen Wörterbuch der deutschen Sprache* zitierten Belegen stehen neben Thomas Mann, Hermann Hesse und Günther Grass selbstverständlich auch Max Frisch, Adolf Muschg oder Urs Widmer, und natürlich ist auch die österreichische Literatur nicht vergessen.

Allein, bei der Zusammenstellung des Basismaterials reicht es für eine gesamtdeutsche Sprachbetrachtung nicht, auch Schweizer und österreichische Autoren, Zeitschriften und Magazine einzubeziehen, denn im Zweifel kön-

nen die in der Dudenredaktion arbeitenden 20 Redakteurinnen und Redakteure nicht entscheiden, welche sprachlichen Besonderheiten im Schweizerdeutschen Standardcharakter haben und welche ggf. als rein dialektal einzustufen sind – genuin Dialektales steht im Duden nur sehr vereinzelt. Sie können, wie ich es in meinem kurzen Beitrag für die Jubiläumsschrift des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache geschrieben habe, Wörter wie *abmehren*, *Einvernahme*, *Leidzirkular*, *portieren*, *Znüni* oder die eingangs erwähnte *Traktandenliste* im Schrifttum zwar nachweisen, ihre Relevanz zu beurteilen, ist aber etwas ganz anderes.

Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit nutzen, den Mitgliedern des Schweizer Dudenausschusses herzlich für ihre Arbeit und ihre Unterstützung der Dudenredaktion zu danken. Dieser Dudenausschuss ist in zweierlei Hinsicht etwas Besonderes. Zum einen ist er so zusammengesetzt, dass alle Deutschschweizer Sprachregionen paritätisch vertreten sind – das gilt, bezogen auf Deutschland, für die Dudenredaktion selbst zum Beispiel nur bedingt. Zum anderen wird durch den Schweizer Dudenausschuss wie bei keinem anderen Wörterbuch sichergestellt, dass der genuine Schweizer Anteil an der im Duden dokumentierten innersprachlichen Vielfalt seine richtige Beachtung findet.

Diese innersprachliche Vielfalt beschert der deutschen Sprache den *Landammann*, den *Landeshauptmann* und den *Ministerpräsidenten* ebenso wie die *Traktandenliste*, die *Agenda* und die *Tagesordnung* oder auch den *Rahm*, den *Obers* und die *Sahne*. Während es ziemlich wahrscheinlich ist, dass die Amtstitel unangefochten Bestand haben werden, gilt dies vor dem Hintergrund innersprachlicher Verwerfungen für die anderen genannten Beispiele nicht unbedingt. Wie der Austausch zwischen der deutschen Sprache und Fremdsprachen, vorneweg das Englische, in den letzten Jahrzehnten immer grösser wurde, so ist auch die gegenseitige Beeinflussung deutscher Varianten sehr hoch in Zeiten, in denen die Grenzen offen sind, das Reisen längst nicht mehr Privileg einiger weniger ist und Rundfunk- und Fernsehsender global empfangen werden können. Das kann dann zwangsläufig dazu führen, dass die eine Varietät die andere überdeckt.

1995 konnte ich an einem Kolloquium zum österreichischen Deutsch teilnehmen, das mich im Hinblick auf die skizzierte Problematik sehr beeindruckte. Damals wurde beklagt, dass auf Speisekarten in Österreich Wörter wie *Paradeiser* oder *Ribisel* durch *Tomate* und *Johannisbeere* ersetzt würden. Die Grazer Presse begleitete diese Veranstaltung mit dem Schlachtruf «Erdäpfelsalat

bleibt Erdäpfelsalat». Hintergrund des Ganzen war, dass sich immer mehr österreichische Gastronomen an die Sprache ihrer Sommer- und Wintergäste aus Bottrop, Castrop-Rauxel und Esslingen am Neckar anpassten und echte Austriazismen durch gemeindeutsche Wörter ersetzten. Das wurde – und durchaus zu Recht – beklagt.

Man wird auf die Dauer nicht verhindern können, dass sich das Deutsche insgesamt wie seine verschiedenen Varianten im Laufe der Jahre durch gegenseitige und durch Beeinflussung von aussen verändert. Man kann solche Veränderungen aber durchaus begleiten, man kann sie sogar ein Stück weit beeinflussen – auch ohne Sprachgesetzgebung, wie wir sie etwa aus Frankreich kennen.

Am Anfang dieser positiv verstandenen Beeinflussung steht das Bekenntnis zur eigenen Sprache, steht auch das Bewusstsein für diese Sprache und die ihr innewohnenden Besonderheiten und Möglichkeiten. Nicht nur die einzelnen nationalen Ausprägungen des Schriftdeutschen, sondern auch das Deutsche insgesamt haben nur dann eine gedeihliche Zukunft, wenn es gelingt, dieses Bewusstsein bei einem möglichst grossen Teil der Sprachgemeinde wach zu halten und immer wieder neu zu wecken – der Mensch ist bequem. Der Schweizerische Verein für die deutsche Sprache leistet hierzu einen besonderen Beitrag schon deshalb, weil die deutsche Sprache in der Schweiz geprägt ist durch das Nebeneinander des gesprochenen Schwyzerdütschs und des geschriebenen Hochdeutschen.

Der Schweizerische Verein für die deutsche Sprache schaut heute auf ein einhundertjähriges Bestehen zurück. Ich wünsche ihm für die Zukunft weiterhin ein ungebrochenes Engagement, an dem auch die Jugend ihren Anteil nimmt. Auf sie kommt es – auch in sprachlicher Hinsicht – an.

Herzlichen Dank, dass ich heute hier sein darf, und herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.